
IM GEGENLICHT DER PHILOLOGIE

Ein Interview mit Jürgen Paul Schwindt

Prof. Dr. Jürgen Paul Schwindt
Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg

eisodos Der von Ihnen herausgegebene Band „Was ist eine philologische Frage?“ (*stw* 2009) unternimmt den Versuch einer „Wesensbestimmung der Philologie“. Wie würden Sie für unsere Leser in aller Kürze das Wesen der Philologie bestimmen?

Jürgen Paul Schwindt Sehr allgemein gesprochen, ist die Philologie eine Wissenschaft, die – wie ihr Name nahelegt – eine affektive Beziehung zu ihren Gegenständen unterhält. Ihre Wissenschaftlichkeit liegt nach meiner Überzeugung nicht in der Ausschaltung des Affekts, sondern in seiner Produktivmachung. Die meisten US-amerikanischen Departments haben, wie bekannt, aus dem alten Befund (F. Schlegel) den befremdlichen Schluss gezogen, die Philologie bzw. (das wird nicht wirklich unterschieden) die Literaturwissenschaften seien eben darum nicht „wissenschaftlich“ genug. Sie werden daher umstandslos den ‚Arts and Humanities‘ zugeordnet. Klüger wäre es, die affektische Seite der Philologie als die Chance zu begreifen, dem Staunen, das doch – so will es wenigstens Aristoteles – am Anfang der Erkenntnis steht, im Affektenhaushalt einen festen Ort zuzuweisen und so die Triebökonomie, die das philologische Erkennen leitet, dynamisch oder, wie ich lieber sage, im Zustand der Unruhe zu halten. Präziser gesprochen, ist Philologie die methodisch geleitete Apperzeption von Textwelten, eine Art klug moderierter Intuition. Karl Philipp Moritz’ Rede (an die Yvonne Pauly 2006 in einschlägigen Kontexten erinnert hat) von der „Aufmerksamkeit aufs Kleinscheinende“ trifft einen anderen relevanten Punkt.

eisodos Was ist das Neue an Ihrem Philologiekonzept und wodurch unterscheidet sich dieses von traditionellen Philologiekonzepten?

Jürgen Paul Schwindt „Neu“ ist ein großes Wort, das schon manchen Theoretiker verführt hat, seine wissenschaftliche Leistung um ihrer selbst willen, nicht um dessentwillen, was durch sie für andere möglich wurde, hochzuschätzen. Ungewohnt und, ja, vielleicht auch unzeitgemäß ist der Nachdruck, der in unserem Philologiekonzept auf dem Lesen liegt. Die Eigentümlichkeit der Erfahrung des Umgangs mit den Texten muss nach unserer Überzeugung ihren Niederschlag in der Bestimmung dessen finden, was „Philologie“ im Ganzen vorstellen soll. Und noch weiter gehend möchte ich sagen, dass die Konzepte,

die Philologie etwa haben mag, nur soweit brauchbar sind, wie sie in der Arbeit mit Texten entwickelt wurden. Nun werden Sie vielleicht einwenden: Wurden nicht alle gängigen Philologiekonzepte an und mit Texten entwickelt? Ich würde das bestreiten. Lieber würde ich sagen, dass sich Philologie überhaupt nur in Auseinandersetzung mit einem konkreten Text realisiert. Wenn das zur Konsequenz hat, dass es am Ende so viele Philologien wie Texte gibt, würde ich das begrüßen. Jetzt sehen Sie auch, dass mit einer Formulierung wie der, die ich eben gebraucht habe, als ich von der „Philologie“ im ganzen“ sprach, nicht viel zu gewinnen ist. Was sollte das auch sein? Wozu sollte man die je neue Erfahrung im Umgang mit Texten unter die Schirmherrschaft eines Überkonzepts stellen, das seine Legitimität aus diversen Verfahren der Generierung gesellschaftlicher Anerkennung beziehen mag, darüber aber den direkten, unmittelbaren Kontakt zur Erfahrung im Umgang mit Texten verloren hat?

eisodos Sie scheinen sehr viel Wert auf den Begriff des Affekts/des Affiziertseins zu legen. Uns würde hierbei interessieren, an welche Epistemologie dieser Affektbegriff anknüpft, die Ausführungen dazu haben bei uns ein paar Fragen hinterlassen, u.a. folgende: Der Affektbegriff wird in Verbindung gebracht mit dem „philo“-Bestandteil des Wortes „Philologie“, wie steht es mit dem „logos“-Bestandteil? Teilweise scheinen Sie zu betonen, dass eine Methode, in dem Sinn, dass sie ein Verfahren bereitstellt, das auf mehrere Dinge anwendbar ist, mit Ihrer neuen Philologie eben nicht gemeint ist (z.B. „so viele Philologien wie Texte“). Wie genau ist das gemeint?

Jürgen Paul Schwindt Der hier entwickelten Ansicht der „Affektenlehre“ liegt keine *bestimmte* historische Richtung oder Denkschule zugrunde. Wir knüpfen, „natürlich“, einerseits an die klassische rhetorische Affektenlehre des Aristoteles, andererseits an Friedrich Schlegels Fragmente zur Philologie an. Wie weit man mit diesen Theorieoptionen heute noch kommen kann, haben Werner Hamacher (zu Schlegel) und Gerhard Poppenberg (zu Aristoteles) in ihren höchst originellen Beiträgen zum oben schon genannten *stw*-Band (2009, 21–60 u. 160–191) deutlich gemacht. Vergessen Sie bitte auch nicht, dass wir die theoretischen Texte – Paul de Man und Derrida haben es in *ihrer*, also in der dekonstruktivistischen Weise vorgemacht – längst auch mit der gleichen Intensität wie die sogenannten literarischen Texte lesen. Gültige Auslegungen älterer Theorieformationen können nach unserem Verständnis also gar keine zuverlässigen Zeugen für die theoretischen Entscheidungen und Aufgaben von heute sein. Nicht in einem Feld, in dem diese Entscheidungen und die Fragen und Einstellungen, die zu ihnen geführt haben, selber auf den epistemologischen Prüfstand kommen. Es gilt eben: *tot philologiae, quot textus!* Nicht um einen einseitig-schematischen Zugang geht es, sondern um ein höchst bewegliches Verfahren des ‚flexible response‘. Trotzdem würde ich darauf bestehen, dass es bei aller Verschiedenheit der Texte und Situationen gestisch-habituelle Konstanten dieser philologischen Praxis gibt. Sie ist in ihrem Kern interventionistisch, lehnt die Privilegierung

klassischer Auslegungsmuster und Aufmerksamkeitshierarchien ab und rekuriert seltener auf kontextuelles Vorwissen als die traditionelle philologische Befragung. Wir betrachten diesen Dispens von der Illusion einer uniformen und gleichwohl erfolgreichen Methodik als Gewinn. Was sollte daran verkehrt sein, wenn es so viele Philologien wie Texte gäbe? Es wäre eine neue Ernstnahme des geschriebenen Worts.

eisodos Was hat es mit dem Appell der „Rephilologisierung der Literaturwissenschaft“ (Möller, FAZ 2018) auf sich? Was verstehen Sie unter den Schlagwörtern „Philological turn“ und „Rephilologisierung“ (*stw* 2009, 2)? Was darunter, Texten „wieder zu ihrem Recht“ (Möller, FAZ 2018) zu verhelfen?

Jürgen Paul Schwindt Den „Philological turn“ haben wir 2009 bei der Präsentation der „Philologischen Frage“ (*stw* 1943) ausgerufen und den Effekt dieses parolenartigen Sprechens – ich gestehe es gern – auch durchaus genossen. Unser „turn“ verzichtete ja auf die progressivistische Rhetorik mancher anderer „Wenden“ und verwies scheinbar auf ein Alt- und Allbekanntes, das wir unseren Zeitgenossen nun aufs Neue schmackhaft zu machen suchten. Dabei wollten wir natürlich mitnichten zu den kolossalen Fassaden jener Philologie zurück, die wir in ihren spätesten Manifestationen noch in den achtziger Jahren kennengelernt hatten, sondern den Blick noch weiter zurück auf die utopischen Traditionsbestände lenken, die sich in den verträumten Kindertagen der in ihren wesentlichen Teilen romantischen und postromantischen Wissenschaftslehre angesammelt hatten. Die Unabgeschlossenheit der Theorieentwürfe Schlegels, Böckhs und Nietzsches schien uns geradezu ein Versprechen auf ihre Solidität und Wirksamkeit in einer Zeit sein zu müssen, deren „wissenschaftliches“ Weltbild mindestens so fragmentarisch und disparat daherkam, wie es in den Gründerjahren der Fall war. Wir sahen nicht den Mangel, sondern die perspektivische Fülle an un- oder nicht zu Ende gedachten Möglichkeiten. Werner Hamacher (2010) hat diesen *appeal* auch in dem Sinne ernstgenommen, dass er auch formal an die frühen Denkanstöße anzuknüpfen suchte, indem er aus der essayistischen Form noch einmal die aphoristische hervortrieb. Das war nur konsequent. Im Übrigen ist die Apodiktik der Formel vom „philological turn“ schon auf dem *cover* des *stw*-Bändchens zurückgenommen, wenn es heißt, dass die „Voraussetzung für die neue Stärke des philologischen Paradigmas . . . die Wende der Philologie auf sich selbst“ sei. Gewiss, Paul de Man sprach und schrieb schon mehr als zwanzig Jahre früher vom „return to philology“. Der Impuls war nach meiner Überzeugung indessen kein philologie-, sondern ein literaturtheoretischer. Philologie wurde für de Man nicht um ihrer selbst willen und schon gar nicht als intrinsische Größe des Textauslegungsgeschehens interessant, sondern wurde zur Chiffre für die konzentrierte Beschreibung der rhetorischen Verfassung und der dekonstruktiven Sprachspiele der Texte.

eisodos Sie schreiben, dass „[d]ie Frage nach der Philologischen Frage . . . die geräuschlose Kontinuität eines sich nicht selbst in Frage stellenden philologischen Fragens“ unterbreche (*stw* 2009, 11), und die von Ihnen ins Lebens gerufene Internationale Koordinationsstelle der Theorie der Philologie verhandele, so Möller (FAZ 2018), „philologische Grundfragen aus historischer und systematischer Perspektive“ und habe zum Ziel, die „wissenschaftliche[n] Verfahren der Philologie“ zu erschließen. Ein Ziel Ihrer philologischen Praxis scheint daher zu sein, sich während der Textarbeit immer auch sich mit sich selbst zu beschäftigen, sich währenddessen immer auch in Frage zu stellen. Geht es also bei Ihrem Philologiekonzept um die Hineinnahme wissenschaftsgeschichtlicher Fragestellungen? Gab es das vorher noch nicht bzw. in noch nicht ausreichendem Maße?

Jürgen Paul Schwindt Nein, es geht mir nicht darum, dass Philologen sich „während der Textarbeit immer auch mit sich selbst . . . beschäftigen“ – oder doch nur in dem Sinne, dass sie sich stets dessen bewusst bleiben, dass es – wenn Sie mir dieses Bild gestatten – *ihre* „Netzhaut“ ist, auf die der „Strahl“ des Textes trifft. Reflektieren werden sie über die Eigentümlichkeit dieses fast körperlichen Kontakts, über die Genese der Berührung, des Betreffs. Und dies nicht in dem altertümlichen, Staiger’schen Sinne eines „Begreifens, was uns ergreift“ (das ist ja gerade die ungenaue Auffassung; sie übergeht den Text, hypostasiert ihn vielmehr zu einem Numen, dessen unfassliche Einwirkung *qua* Philologie fasslich zu machen ist); da geht es meist um die Idee einer Stimmung oder eines Gedankens. Um beides geht es mir im Prozess der Aufklärung dessen, was geschieht, wenn denn etwas geschieht, entschieden nicht. In meiner kleinen „Kritik der philologischen Vernunft“ versuche ich das Problem, das sich hier stellt, von einer anderen Seite her zu erhellen. Die Frage ist: Was passiert im Akt des philologischen Lesens? Was oder wer wirkt hier auf was oder wen ein? Woher kommt diese Befangenheit oder Verlegenheit, wenn der „Strahl“ des Textes auf die „Netzhaut“ des Betrachters (so habe ich eben wohl allzu zuversichtlich formuliert; vielleicht sollte man besser sagen: wenn der Blick des Jägers auf die potentielle Beute) trifft? Auf der Suche nach Antworten gerät man dicht an den Abgrund, dorthin, wo die Bezirke des Vernünftigen und der Raserei gegeneinander verschwimmen, wo der Jäger zum Gejagten und schließlich zur Beute wird, an den Abgrund, wo der Mensch im vermeintlich Anderen des Textes nur einer unheimlichen Rekonfiguration seiner selbst begegnet. Die Erfahrung dieses Eigenen im Fremden ist möglich nur in den transgressiven Medien des Inzests und des Kannibalismus, der unerlaubten Einverleibung und Umbildung des Fremden ins Eigene (was Böckh treffend die Appropriation der fremden Ideen nennt) oder des Eigenen ins Fremde. Wären das Fremde und das Eigene irgend deutlich geschiedene Triebkräfte, müssten wir vom Akt des Lesens nicht so viel Aufhebens machen. Es scheint aber doch wenigstens nicht ausgeschlossen, dass wir im Zuge der Aneignung des Fremden dessen innewerden, dass es Eigenes ist, mit dem wir verkehren, und dass es Eigenes ist, das wir verzehren. Die philologische Interpretation (auch dieses Wort gewönne

eine andere Bedeutung) wäre sonach nicht Appropriation eines als solches gut erkennbaren Fremden, sondern die Wiederaneignung oder Reappropriation von etwas, das wir zuerst verlieren mussten, um es uns später erneut anzueignen. [Von hierher eröffnet sich auch der Ausblick auf eine kleine Theorie der philologischen Melancholie, der sich mein Budapester Freund und Kollege József Krupp mit gutem Gespür für die Feinheiten des philologischen Denkens schon vor ein paar Jahren verschrieben hat.] Die integrale Interpretation gelingt also nur in der Bereitschaft zur Aufführung des archaischen Dramas der Vermischung des Rational-Vernünftigen mit den Dämonen der Verwandtengeilheit (Inzest) und des Selbstfraßes (Autophagie).

Ich möchte nur andeuten, dass ein solches Verständnis von Philologie Weiterungen hat für die Rekonzeptualisierung auch dessen, was man früher „Humanismus“ nannte (siehe meine Überlegungen zum ‚Schwarzen Humanismus‘, 2006). Auch die Wissenschaftsgeschichte stellt sich in dieser, wie wir sie nennen, „radikalphilologischen“ Perspektive anders dar. Auch für sie gilt freilich, dass wir sie zunächst zum Gegenstand intensiver Lektüren machen müssen.

eisodos Sie kleiden den Umstand, dass Fremdes im Text wahrgenommen werde, in eine drastische Bildsprache aus den Bereichen der Jagd und des Kannibalismus. Warum? Sie scheinen damit andere Aspekte betonen zu wollen als bloß die allbekannte Weisheit, dass die Weltsicht anderer nicht (notwendig) deckungsgleich ist mit unserer und Annäherung der Arbeit bedarf. Welche Aspekte sind dies?

Jürgen Paul Schwindt Ich bin nicht sicher, dass ich Ihre Frage richtig verstehe. Die drastischen Bilder stehen für ein (im griechischen Wortsinn) drastisches Ding. Es geht ja nicht um die Wahrnehmung des „Fremde(n) im Text“, sondern, wie oben beschrieben, um die Wahrnehmung des Fremden als des Eigenen und, umgekehrt, des Eigenen als des Fremden. Und für diese Ungeheuerlichkeit scheinen mir die an die großen Inzest- und Kannibalismusdramen erinnernden Beschreibungen – als Methodenmetaphern – ganz angemessen. In einem (noch unveröffentlichten) Vortrag am „Zentrum für Literatur- und Kulturforschung Berlin“ habe ich auch philologisch den Nachweis zu führen versucht, wie sehr die philologische Selbstdarstellung mancher Säulenheiligen der Klassischen Philologie, etwa Heynes, Wolfs, Creuzers und Böckhs, von mitunter drastischen physiologischen Bildern und Begriffen bestimmt ist. Der theoretische ‚Mehrwert‘ dieser Sprechweisen ist noch kaum erkannt, geschweige denn ausgewertet.

eisodos Wie sieht also die philologische Praxis in Ihrem Sinne konkret aus? Was ist eine philologische Frage? Was unterscheidet bswp. eine philologische von einer literaturwissenschaftlichen Frage?

Jürgen Paul Schwindt Die Philologie, so wie ich sie bis hierher gezeichnet habe, steht und fällt mit der Praxis des Lesens. Von ihr her ist sie gedacht, in ihr entwickelt sie sich,

zu ihr drängt sie hin. Als „theoretische Einstellung“ (so die Begrifflichkeit im Untertitel unseres *stw*-Bandes) impliziert Philologie die unbedingte Bereitschaft zur Apperzeption, zur Wahrnehmung und Aufnahme auch der kleinsten Bewegung(en) der Sprache und des Textes. Orientierung gewinnt sie durch den doppelten Kompass der Erfahrung und der Intuition. Sie operiert so lange wie möglich unterhalb der Ebenen von semantischer Kohäsion, Gedanklichkeit und Argumentation. Eine „philologische Frage“ ist z. B. die nach dem allmählichen Aufbau des verhandelten Gegenstandes, des Themas usw. Wie findet der Text zu seinem Thema, wie wird er thematisch? Von einer konventionell literaturwissenschaftlichen Frage unterscheidet sich eine philologische Frage in der Regel durch den Fokus auf, wie ich das nenne, die Philologie des Textes, die gewissermaßen im Gegenlicht meiner eigenen philologischen Operation operiert. Die Einführung eines Gegenstandes, der Aufbau eines Themas erscheint mithin im Fadenkreuz einer Selbstbefragung des Textes. Wir beobachten ihn dabei, wie er aus der Vielzahl möglicher Optionen Entscheidungen trifft und vorbereitet, Weichen stellt, Spuren setzt und verlegt. Philologie in dem hier besprochenen Sinne sucht die Sicht des Textes auf sich selbst freizulegen. Das konkurrierende wissenschaftliche System ist jedoch nicht die Literaturwissenschaft, sondern die Philosophie. Von der Abgrenzung der ungleichen Geschwister Philosophie und Philologie habe ich in verschiedenen Texten gehandelt. Philosophie „liest“ im Hinblick auf die Abschöpfung und Verwertung der Gedanken, Philologie sucht die „Idee vor der Idee“ in ihrer textlichen, zugespitzt gesagt, in ihrer „natürlichen“ Umwelt auf und schützt sie vor ihrer Indienstnahme durch die (nur) philosophische Interpretation.

eisodos Eine solche Deutung der Interpretationsleistung scheint auf eine Rekonstruktion der Text- bzw. Autorenintention hinauszulaufen – ist dies hier gemeint? Darauf scheinen uns auch solche Wendungen wie „Selbstbefragung/Selbtsicht des Textes“, die es zu beobachten gilt, indem man verfolgt, „wie er aus der Vielzahl möglicher Optionen Entscheidungen trifft und vorbereitet, Weichen stellt, Spuren setzt und verlegt“.

Jürgen Paul Schwindt Nein, es geht entschieden nicht um die Rekonstruktion einer Text- oder Autorenintention, allenfalls – unter vielen anderen Optionen – um die Beobachtung und Beschreibung des Aufbaus solcher intentionalen Strukturen. Es ist ein Unterschied, ob ich zeigen kann, dass und wie Intentionen sich formieren, oder ob ich die vermeinten Intentionen als Aussagen oder Inhalte isoliere, benenne und zu Bestandteilen einer integralen Lektüre mache. Über Letzteres kann ich nicht reden, weil ich solche Zuschreibungen eigentlich für nicht möglich halte. Ersteres scheint mir eine solide epistemologische Sache zu sein. Und vor allem: Eine radikalphilologische Lektüre, wie sie mir vorschwebt, gibt ein ganzes *tableau* von Beobachtungen und Winken, die sich zu den verschiedensten Lesarten gruppieren lassen. Im *Aktaion*-Buch (2016) habe ich versucht, die Kopräsenz einer langen Reihe von deutungsrelevanten Operationen vor Augen zu führen. Das hat wiederum nichts mit Beliebigkeit zu tun (nach dem Motto „Jeder muss ‚für sich‘

wissen, welche Deutung er vorzieht“), sondern mit der Aufgabe, das Textgeschehen so komplex darzustellen, wie es nur irgend geht. Und wenn über dieser Arbeit Konstellationen sichtbar werden, die traditionell „Intentionen“ heißen können, ist das sicher nicht zu beanstanden. Aber solche Bewertungen überlasse ich lieber denen, die ohnehin immer schon wissen, was „in den Texten steht“.

Ein Wort noch zu den Gegenständen, auf die sich unser philologisches Fragen richtet. Den Wert einer Methode muss man, glaube ich, danach ermessen, ob sie auch dort erfolgreich ist, wo Erfolge nicht leicht zu erzielen, originelle Einsichten nicht unbedingt zu erwarten sind. Dass Dichtungstexte in aller Regel ein dankbarer Gegenstand für literaturtheoretische Exerzitien sind, versteht sich. Wie aber steht es mit der vermeintlich spröderen Kost, mit manchen historiographischen, mit Sach- und Fachtexten und überhaupt mit der „wissenschaftlichen“ Literatur? Neuere Untersuchungen meiner jungen Heidelberger Kolleginnen und Kollegen zu Lukrez (Eva Noller), Varro und Vergils *Georgica* (Christian Haß), zu Vitruv (Giovanna Laterza) und Suetons Kaiser-Viten (Chiara Cavazzani und Maximilian Haas) haben überall die Spuren eines unter einer konventionell drapierten Motivik verschütteten oder verschatteten Denkens aufgetan, das im Umriss das Bild einer anderen als der sattsam bekannten Literaturgeschichte freigibt, einer Literaturgeschichte, in der die tradierten Hierarchien und Mechanismen der Traditionsbildung, vorsichtig gesagt, in Frage gestellt werden und der Traditionsbegriff selbst ins Zwielflicht rückt. Ich selbst habe diese Lektüren auch auf markante Figuren der (philologischen) Wissenschaftsgeschichte ausgedehnt und etwa Georg Friedrich Creuzer („Sinnbild und Denkform“, 2008), August Böckh („Der Name der Philologie“, 2013), August Wilhelm Schlegel („Philologie und Grausamkeit“, 2018), Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf („Philologie des Lebens 1911 Philologie des Todes“, 2013) und Michel Foucault („Monumente machen. Foucault und die epigrammatische Methode“, 2012) radikalphilologischen Lektüren unterzogen, die es erlauben, die ideengeschichtlichen Abhängigkeiten und Genealogien in Teilen neu zu ordnen. Eigentlich dreht sich alles darum, das Lesen dieser passionierten Leser zu lesen, also zu fragen und zu zeigen: Wie liest Creuzer den Herodot, Schlegel den Vergil, Foucault Platons *Politikós* und Kants Aufklärungsschrift und Wilamowitz den Text seines eigenen Lebens?

Das für mich Aufregendste aber ist, dass all diese Relektüren der Literatur- und Wissenschaftsgeschichte auch an der Basis „funktionieren“. Und damit meine ich weiß Gott nicht nur unsere Studenten und Mitarbeiter. Gewiss, die schönsten Entdeckungen haben wir immer im gemeinsamen Unterricht in Seminaren, Übungen und Kolloquien gemacht. Mit Yvonne Pauly, der Leiterin des ersten geisteswissenschaftlichen Schülerlabors (an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften), arbeite ich seit kurzem an der Einrichtung eines an der Universität Heidelberg angesiedelten „Philologischen Schülerlabors“, das in Zusammenarbeit mit den Schulen der Region philologisch innovative Lesemethoden entwickeln und vermitteln soll.

eisodos Sie betonen wiederholt Aspekte des Unabgeschlossenen und des Allmählichen und heben diese als positiv hervor, wobei Sie eine Opposition zu philologischen Konzepten aufmachen scheinen zu wollen, die schon mit fertigen Vorstellungen und Methoden an den Text herangehen. Haben wir das richtig verstanden? Dann fragen wir uns, welches Interesse solche Lektüren für andere Menschen als denjenigen, der die Lektüre betreibt, bereitstellen; wie – durch welchen methodischen Zugang, welche Art von Anspruch auf nicht mal Allgemeingültigkeit, aber Allgemeininteresse – unterscheiden sich hier Experten (Klassische Philologie-Professoren u.a.) von Laien (Schulkindern)?

Jürgen Paul Schwindt Ja, das haben Sie sehr richtig verstanden. Die Anwendung „fertiger Vorstellungen und Methoden“ auf literarische Texte ist uns ein Greuel. „Applikation“ ist, wenn ich das selbstironisch so sagen darf, das Anathema unseres Ansatzes, und sie hat m. E. den literaturwissenschaftlich orientierten Vertretern unseres Faches im traditionell-konservativen Lager auch immer schwer geschadet. Es geht nicht darum, „moderne“ Theorie(n) auf antike Texte „anzuwenden“, sondern darum, unter Aufwendung aller verfügbaren Mittel den theoretischen Horizont des Textes selbst zu erhellen. Natürlich wissen wir, dass auch wir im Prozess der Textbearbeitung zuweilen auf rezente Vorstellungen und Methoden rekurren (müssen). Diese Bezüge werden aber, wo sie zu heuristischen Zwecken hergestellt werden, stets explizit gemacht.

Wenn wir nicht überzeugt wären, dass diese Lektüren von allgemeinem Interesse sein könnten, würden wir sie wohl nicht machen. Es sind gerade keine spezialistischen Lektüren, sondern solche, die die Berührung mit dem Nichtexpertentum, dem Materiell-Sinnlichen und der Intuition nicht scheuen. Kinder und Jugendliche sind tolle Leser. Wir könn(t)en viel von ihnen lernen. Von großer Bedeutung bleibt – das ist nicht zu leugnen – die Erfahrung der Kunst, der ständige Umgang mit den Werken der Kunst, der Musik und der Literatur.

eisodos Was genau hat es dabei mit der „athematischen Lektüre“ (Möller, FAZ 2018) auf sich? Inwieweit führt allein diese oder zumindest in besonderem Maße diese zu einer „Abstraktion von unreflektierten Vorannahmen“, der „möglichst engen Orientierung am Text“ sowie der „Aufmerksamkeit für sprachliche Details, für Hinweise auf die eigene Gemachtheit, für subtile Modi der Selbstkommentierung“ (Möller, FAZ 2018)?

Jürgen Paul Schwindt Am Anfang der Rekonzeptualisierung des Verhältnisses von Wissenschaft, ihrem Gegenstand und der – zumindest in der Klassischen Philologie (ob als Glaube oder als blinder Passagier) immer mitgedachten – Ideologie oder Weltanschauung stand die Überzeugung, dass, wer mit Texten arbeitet, seine Wissenschaft, ihre Methode(n) und den szientifisch-weltanschaulichen Hintergrund, vor dem sich dies alles abspielt, sollte benennen können. Die Philologie der unbedingten Apperzeption nannten wir die „Radikale Philologie“, weil sich ihre Verbindung zu den Texten nicht bloß in einem Ver-

hältnis der Fürsorge, sondern auch in der unerschrockenen Begegnung mit dem Fremd-Eigenen der Texte artikuliert. Die Radikalphilologie wiederum hat verschiedene *modi legendi* ausgebildet, Arten und Weisen, wie sie den Texten in ihrer material-sinnlichen Statur, in ihrer zeichenmäßigen Verfassung, aber auch in ihrem konzeptionellen Reichtum Rechnung tragen könnte. In meinem Aufsatz über „Das athematische Lesen“ unterscheidet ich das thematologische (1.), das kategoriale (2.), diakritische (3.), nomographische oder juristische (4.), epistemische (5.) und schließlich das thaumatographische Lesen (6.). Es handelt sich um unterschiedliche Ausprägungen eines Lesens, das sich nicht mit der Destillierung des Gedankens zufriedengibt, sondern durch die illusionären Fassaden der Sinnverfertigung hindurch die wilde Textur eines anderen, abgebogenen, aufgehaltene, unterdrückten und jedenfalls im besten Sinne unfertigen und unabgeschlossenen Sinnes offenlegt. Philologie arbeitet so immer auch an der imaginären Geschichte eines anderen Weges, eines anderen Sinnes, einer anderen Zeit. Wie jedes untergegangene oder verschüttete Zeitalter haben auch die unfertigen Schreib- und Denkbahnen ihre Spuren in den Texten hinterlassen. Oft sind es sprachlich-stilistische Seltsamkeiten, die sogenannten *átopa*, die an die inneren Wegmarken und Wendepunkte der Texte im Prozess der Verfertigung des „Gedankens“ erinnern. Es gibt wohl keine Versuchung, die je einen denkenden Kopf heimsuchte, die nicht ihre ganz eigenen Spuren im „fertigen“ Text hinterließ. Mein Positivismus, Sie haben es längst bemerkt, ist ein utopischer. Ich studiere den ausgeblendet, abgedrängten, abgebrochenen, fast bis zur Unkenntlichkeit verblassten Text mit der Genauigkeit, mit der für gewöhnlich nur der evidente Text(sinn) untersucht wird.

eisodos Wie ist das Konzept des *átopon*/der Seltsamkeit zu verstehen? Ist mit dem Begriff des Seltsamen nicht notwendig ein Konzept eines bestimmten Kenntnisstandes des Lesers verbunden, der aufgrund seines Vorwissens bestimmte Dinge versteht bzw. diese als regulär/normal/nicht seltsam, andere hingegen als *átopon* einordnet (= eine Art idealer Leser)? Oder ist grundsätzlich jedes Element des Textes ein mögliches *átopon* und sollte eine radikal-philologische Lektüre jedes Element so angehen? Wie aber gelangt man dann zu Lektüren, die überindividuell von Interesse sind und nicht einfach nur subjektiv-assoziativ?

Jürgen Paul Schwindt Das ist eine gute Frage! Jeder neue Beitrag zu einer Theorie des Lesens steht in der Gefahr, von einem „idealen Leser“ auszugehen. Er ist vielleicht so etwas wie eine Systemnotwendigkeit, die in Kauf nehmen muss, wer im abstraktiven Modus der Verallgemeinerung, also theoretisch spricht. Mein „idealer Leser“ (wenn ich mich auf das Spielchen, das Sie mir anbieten, einlasse) ist eine Art Querschnitt zwischen intellektuell reifem und präadoleszent-kindlichem Kombattanten. Ich weigere mich, hier weiter zu hierarchisieren. Solange ich es erleben darf, dass in meinem Heidelberger Kolloquium wenig erfahrene, junge Leser Harvard-Professoren mit einfachen, aber konzisen Beobachtungen am Text in Verlegenheit und manchmal auch aus der Fassung bringen,

besteht hierzu auch kein Anlass. Ich versuche mir gerade eine Lektüre vorzustellen, die „überindividuell von Interesse“ ist. Ich hatte gehofft, wir hätten diesen Anspruch hinter uns gelassen. Mich erinnert das an das Bedeutungs- und Gehaltsgewese der Nachkriegszeit. Ich verstehe aber natürlich die Stoßrichtung Ihrer Frage. Erlauben Sie mir, dass ich zwei unterschiedliche Antworten gebe:

(1.) Wir sind an wissenschaftlich satisfaktionsfähigen Lektüren interessiert und haben ein Interesse daran zu erkunden und zu verstehen, was passiert, wenn wir lesen. Die Forderung nach einer philologischen Grundlagenforschung impliziert immer auch den Anspruch, dass wir den Bereich zuverlässigen Wissens über Texte und den Umgang mit ihnen ausdehnen können.

(2.) Wir betrachten Subjektivität und Assoziation nicht als Teufelswerk, sondern als legitime Dispositionen und Verfahren bei der Durchführung unserer wissenschaftlichen Arbeit. Freilich sind beide in diesen fortlaufenden Reflexionsprozess der Selbstaufklärung und philologischen Rechenschaftslegung inkludiert. Im Jargon unserer Zeit würde man es wohl Qualitätsmanagement nennen. Bei uns ist es garantiert kostenlos.

eisodos Wie verhalten sich Rephilologisierung, Thaumagraphie und athematische Lektüre zueinander? Würden Sie Ihre *Thaumatographia* beschreiben als eine philologische Praxis, „die beschreibt, was und wie ein Text erkennt“ (Möller, FAZ 2018), im Gegensatz zu einer philologischen Praxis, die erklärt, was und wie ein Text beschreibt?

Jürgen Paul Schwindt Ich hoffe, im Verlauf unseres Gesprächs ist schon deutlich geworden, wie sich die genannten Dinge und Konzepte zueinander verhalten: Am Anfang steht in aller Regel die Wahrnehmung der Seltsamkeiten (*átopa*) und Wunderlichkeiten (*thaumásia*) des Textes. Athematisches Lesen verhindert, dass sie sogleich einer stimmigen, mit den philologischen Befunden meist nicht in Übereinstimmung zu bringenden Lesart integriert werden. Athematisches Lesen ist ein aufschiebendes Lesen, das die Ansprüche der Laute und Silben, der Wörter, der Kola, der Glied- und Einzelsätze wahrt und – so die Eingliederung in ein größeres Ganzes unumgänglich wird – ihre Geschichte akribisch verzeichnet. Bevor die Integration „unumgänglich“ wird, bilden sich indessen unterhalb der klassischen Semiosen neue attraktive Korrespondenzen, wenn Lautfolgen und Wortstämme Allianzen eigener Art schmieden. Das Ganze findet statt im Resonanzraum einer Philologie, die schon deshalb zur skrupulösesten Untersuchung der Befundlage anhält, weil sie selbst in der oben beschriebenen Weise involviert und betroffen ist.

Sie haben recht, am Ende ist dieses Lesen auf die Rekonstruktion der Erkenntnisweise der Texte gerichtet. „Literatur und Erkenntnis“ war der Vortrag überschrieben, mit dem ich auf der Tagung der *Mommsengesellschaft* 2003 in Freiburg für die konzeptlatinistische Ausrichtung unseres Faches geworben habe. In einem noch unedierten Text „Über das philologische Erkennen“ nenne ich in Abwandlung der Böckhschen Formel von der „Erkenntnis des Erkannten“ (die, so meine These, vielmehr das philosophische Erkennen

beschreibt) die Erkenntnis der Erkenntnis „diejenige Bestimmung der Philologie, die ihr zwiespältiges Wesen, die Indifferenz gegen den Gedanken bei höchster Aufmerksamkeit auf seine Erscheinung, am besten beschrieb“.

eisodos Wäre es möglich, ein Beispiel für einen solchen philologischen Befund zu geben, den das athematische Lesen verhindert bzw. aufhält?

Jürgen Paul Schwindt Vielleicht darf ich auf meine früheste athematische Lektüre, die des Anfangs von Caesars *Bellum gallicum* verweisen. In ihr wird die Beschreibung der „spatiallogischen Disposition“ (gegen ihre bloß inhaltliche Auslegung) zum Ausgangspunkt für die Rekonstruktion eines Ordnungswillens und eines Bildungsgedankens, der so etwas wie die negative Folie des annähernd zur gleichen Zeit in Ciceros *De oratore* zu einer Vorstufe des Humanismus geronnenen Menschenbildes ist. Athematisches Lesen ermöglicht mithin Korrekturen an der herkömmlichen Einschätzung auch der ideengeschichtlichen Relevanz von Texten. An lyrischen Gedichten des Horaz habe ich zu zeigen versucht, wie eine athematische Lektüre den oft scheinbar unvermeidlichen Zug ins ideologisch Großflächige zum Stehen, wenn nicht zum Entgleisen bringen kann. Auch das hat sehr konkrete Auswirkungen auf die Einschätzung des Politisch-Weltanschaulichen der Gedichte, wenn deutlich wird, dass ein Gestus der Separation und der Verweigerung nicht so sehr auf der propositionalen oder Aussageebene als in der kleinformatigen Demontage der sogenannten Leitbegriffe und Konzepte grundgelegt ist. Vielleicht noch ein Beispiel aus der jüngsten Lektürepraxis: Im letzten Hauptseminar zur ‚praefatio‘ des Livius haben wir eine Reihe von interessanten und, wie wir hoffen, widerspruchsfrei koexistierenden Lektürevorschlägen entwickelt. So wollten wir in der augenfällig gespreizten Ausdrucksweise des Werkeingangs (Wortstellung, Metrum, Bescheidenheitstopik) durch Ernstnahme des formelhaften „facturusne operae pretium sim“ die gar nicht verdeckte, sondern sehr offensichtliche Exposition eines Wertschöpfungsdiskurses erkennen. „Operae pretium facere“ ist eben nicht nur das im Gebrauch abgeschliffene (und dem häufigeren „operae pretium est“ nachempfundene) „Etwas der Mühe Wertes tun“ sondern heißt auch: „Einen Preis, einen Lohn oder Gegenwert für eine Mühe oder einen Aufwand schaffen“. Es sind die Quantitäts- und Wertausdrücke, die den Duktus der geschichtspoetologischen Selbstauskunft des Livius bestimmen. Daran knüpfen sich, wie Sie sich denken können, eine Reihe weiterer Überlegungen. Was mich freut, ist, dass solche Beobachtungen nicht (nur) auf internationalen Tagungen zum 2000. Todestag des Livius, sondern in ganz normalen Hauptseminaren mit ganz normalen Studierenden der Jahrgänge 1990–1995 gelingen.

IM INTERVIEW ERWÄHNTE LITERATUR

Hamacher 2010: Werner Hamacher, *95 Thesen zur Philologie*, Frankfurt a.M.

- Möller, FAZ 2018: Melanie Möller, „Athematisches Lesen. Lassen wir die Sache“, FAZ-Artikel vom 28.05.2018: <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/hochschule/renaissance-der-philologie-lassen-wir-die-sache-15612423.html> (Zugriff am 04.10.2018).
- Noller 2018: Eva Marie Noller, *Die Ordnung der Welt. Dynamik, Statik und Emergenz in Lukrez, De Rerum Natura (Buch I-II)* (Diss.), Heidelberg.
- Pauly, 2006: Yvonne Pauly, „Aufmerksamkeit aufs Kleinscheinende“, in: Dies., *Karl Philipp Moritz an der Schule. Ein Projekt der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und des Evangelischen Gymnasiums zum Grauen Kloster*, Oldenburg.
- Schwindt 2006: Jürgen Paul Schwindt, „Schwarzer Humanismus. Brauchen wir eine neue Alte Philologie?“, in: *Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken*, Bd. 60, 1136–1150.
- Schwindt 2008: Jürgen Paul Schwindt, „Sinnbild und Denkform. Friedrich Creuzers ‚Alterthumskunde‘ und das romantische Erbe der Klassischen Philologie“, in: F. Engehausen u.a. (Hg.), *Philologie und Mythologie im Zeitalter der Romantik*, Heidelberg, 41–58.
- Schwindt 2012: Jürgen Paul Schwindt, „Monumente machen. Foucault und die epigrammatische Methode“, in: P. Gehring u.a. (Hg.), *Parrhesia. Foucault und der Mut zur Wahrheit*, Zürich, 85–102.
- Schwindt ²2013: Jürgen Paul Schwindt, „Philologie des Lebens 1911 Philologie des Todes“, in: Ders. (Hg.), *Edmund Hoppe. Mathematik und Astronomie im Klassischen Altertum*, Bd. 1, Heidelberg, 5–60.
- Schwindt 2013: Jürgen Paul Schwindt, „Der Name der Philologie“, in: C. Hackel u.a. (Hg.), *August Boeckh. Philologie, Hermeneutik und Wissenschaftspolitik*, Berlin, 273–279.
- Schwindt 2016: Jürgen Paul Schwindt, *Thaumatographia oder Zur Kritik der philologischen Vernunft. Vorspiel: Die Jagd des Aktaion (Ovid, Metamorphosen 3, 131-259)*, (= Bibliothek der klassischen Altertumswissenschaften, Bd. 150), Heidelberg.
- Schwindt 2018: Jürgen Paul Schwindt, „Philologie und Grausamkeit. August Wilhelm Schlegel und die Klassische Literatur“, in: *Zeitschrift für deutsche Philologie*, Sonderheft: „August Wilhelm Schlegel und die Philologien“ (hrsg. v. M. Buschmeier u.a.), 119-134.
- stw 2009: Jürgen Paul Schwindt (Hg.), *Was ist eine philologische Frage? Beiträge zur Erkundung einer theoretischen Einstellung*, Berlin, Frankfurt a.M.